

„Österreichisches Gedächtnis“ und aktuelle Fragen der Erinnerungsarbeit
Meinrad Ziegler, Schloss Hartheim am 7.11.2016

Meine Aufgabe ist es, einen Überblick darüber zu geben, wie das Buch „Österreichisches Gedächtnis“ entstanden ist. Ich werde dafür einen Blickwinkel wählen, der ursprünglich nicht im Vordergrund gestanden hat, einen generationenspezifischen Blickwinkel. Dieser Zugang drängt sich auf, weil wir in der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit an einem Übergang stehen, der eng mit dem Wechsel von Generationen verknüpft ist.

Der historische Abstand zu Nationalsozialismus, Holocaust und Krieg beträgt mittlerweile 70 Jahre. 70 Jahre repräsentieren mehr als zwei Generationen. Damit ist verbunden, dass die Kriegsgeneration, also die unmittelbar am Geschehen Beteiligten, immer mehr aus dem sozialen Leben tritt. Das hat Konsequenzen für die heute jungen Generationen, die in Zukunft die Erinnerung – und das Vergessen – des Nationalsozialismus tragen werden. Es soll hier nicht thematisiert werden, was es bedeutet, dass in wenigen Jahren keine Zeitzeugen für die historische Vermittlung der NS-Vergangenheit in den Schulen zur Verfügung stehen werden. Von Bedeutung ist eine weitere Konsequenz des wachsenden zeitlichen Abstandes zur historischen Realität des Nationalsozialismus. Für die jungen Generationen wird damit der Zugang zu Geschichte wird abstrakter. In ihrem sozialen Umfeld, in den Familien, treffen sie kaum mehr auf Frauen oder Männer, die mit dem Nationalsozialismus persönliche Erfahrungen verbinden.

Nicht zuletzt hängt es mit diesem historische Abstand zusammen, wenn unter den Jungen im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus zunehmend die Frage laut wird: „Was hat das mit uns oder mir zu tun?“

Auf eine solche Frage reagieren die Angehörigen der älteren Generationen vielfach mit Unbehagen. Die Frage alleine erscheint ihnen moralisch oder politisch bedenklich zu sein. Würde sich diese Entwicklung fortsetzen, dann könnte der Nationalsozialismus in kürzester Zeit nur mehr ein Thema für Spezialisten sein. Mit der These, dass wir in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus

an einem Übergang stehen, soll deutlich gemacht werden: Der Nationalsozialismus wird in unmittelbar naher Zukunft für die jungen und nachkommenden Generationen kein selbstverständlicher Teil ihres historischen Bewusstseins sein.

„Österreichisches Gedächtnis“ ist erstmals im Jahr 1993 erschienen. Die gesellschaftliche Situation war eine andere. Eine breite Öffentlichkeit beschäftigte sich mit der Frage, wie der Nationalsozialismus zu erinnern, wie er zu bewerten sei. Es gab damals zwei zentrale zeitgeschichtliche Kontexte dieser öffentlichen Diskussionen: *erstens* die Wahl des Bundespräsidenten von 1986, aus der Kurt Waldheim als Sieger hervoring und *zweites* das Gedenkjahr 1988, also die Erinnerung an den 50. Jahrestag des so genannten „Anschluss“ Österreichs an Hitlerdeutschland.

Beide Ereignisse machten deutlich: Der Nationalsozialismus war 40 bis 50 Jahre nach Kriegsende keineswegs abwesend, sondern unmittelbar gegenwärtige Geschichte. Vergegenwärtigt durch die Kriegsgeneration, für die es in dieser Debatte um die Legitimation eines Abschnitts der eigenen Lebensgeschichte ging, eines Abschnitts, der bei vielen Männern und Frauen subjektiv hoch bedeutsam und positiv aufgeladen war. Vergegenwärtigt aber auch durch eine damals junge Generation, die die verharmlosenden, vergesslichen Erzählungen ihrer Väter und Mütter über Hitler und seine Regime nicht mehr hören konnte; und die für die politische Öffentlichkeit endlich einen realitätsnahen Blick auf die Vergangenheit einforderte. Auch diese Jahre lassen sich in gewisser Weise als Übergangsperiode im Umgang mit der NS-Vergangenheit betrachtet.

Wie ist es zu dem Projekt gekommen?

Im Herbst 1987 waren Studierende im Rahmen eines von mir geleiteten soziologischen Seminars an der Universität Linz aufgefordert, nahe Bekannte oder Verwandte aus der Kriegsgeneration zu der Frage zu interviewen, wie sie den „Anschluss“ vom 12. März 1938 erlebt haben. Diese Aufgabenstellung führte zu einer beachtlichen Zahl von Erfahrungsberichten von Zeitzeugen, die in den Nationalsozialismus mit mehr oder weniger Begeisterung eingebunden waren, und die darüber auch bereitwillig erzählten. Bei der Auswertung der Interviews entstanden Irritationen. Viele Studierende nahmen mit Staunen, aber auch mit Schrecken zur Kenntnis, dass die Einverleibung Österreichs durch Hitler-Deutschland von ihren Interviewpartnerinnen und –partnern mit Zustimmung, Freude und Hoffnung erlebt wurde. Diese Daten standen nicht nur in Widerspruch zu dem in den Schulen vermittelten Wissen, sie kamen auch in Konflikt mit jenen Erzählungen, in denen der für die Nachkriegszeit typische Modus des Erinnerns angesprochen und betont wurde: Österreich sei das erste und tragische Opfer des Nationalsozialismus gewesen.

Unser Projekt sollte diesen auffallenden Spannungen und Brüchen bei der Vergegenwärtigung der Vergangenheit im Alltagsbewusstsein und in den Familien nachgehen. Wir wollten im Detail wissen, wie der Jubel von 1938 in einen Opferdiskurs transformiert werden konnte. Zu diesem Zweck haben

wir 1990/1991 einige Zeitzeugen der Studierenden neuerlich aufgesucht, interviewt und diese Gespräche daraufhin interpretiert, was in den Erzählungen unaussprechlich scheint, was vom Denken abgesperrt ist und tabuisiert wird.

Und wie lässt sich das Ergebnis unseres Projektes zusammenfassen?

Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit ist etwas, das sich gar nicht so sehr individuell, sondern als kollektiver Prozess vollzieht. Menschen erinnern als soziale Wesen, als Mitglieder einer Kultur und Gesellschaft. Und es ist die Gruppe, die reguliert, was es wert ist, erinnert zu werden und wie es erinnert werden soll. So kommt es zu Bildern von einer gemeinsamen Geschichte, die bestimmte historische Zusammenhänge als sinn- und identitätsstiftend betont, andere dagegen ignoriert, ausgrenzt oder vergisst. Die kollektive Dimension des Gedächtnisses hat viel mit dem gemeinsamen, was wir unter Tradition verstehen. Traditionen haben einen normativen Realitätsbezug. Sie legen nicht fest, was ist und was war, sondern bringen zum Ausdruck, was sein und gewesen sein soll. Bei großen Teilen der Kriegsgeneration war der Opfermythos imstande, die individuelle Erinnerungsarbeit zu strukturieren. Es gab die Tendenz, erlebte Ereignisse und eigene Handlungen so umzudeuten, dass die subjektive Beteiligung daran schwach und der verdinglichende Aspekt, Opfer von äußeren Zwängen gewesen zu sein, stark gemacht wurde. Darin liegt die klassische Funktion von Mythen; sie stellen Schemata zur Verfügung, mit deren Hilfe bestimmte Ereignisse in Form anderer Ereignisse dargestellt und erinnert werden können. So kann eine Entlastung von der Beteiligung an Gewalthandlungen hergestellt und positive Identifikation ermöglicht werden.

Zurück zur generationenspezifischen Perspektive

Wenn wir diese Perspektive einnehmen, dann geschah in diesem Projekt Folgendes: Angehörige der Nachkriegsgeneration begannen systematisch zu untersuchen, wie Frauen und Männer der Kriegsgeneration ihre Erfahrungen unter dem Nationalsozialismus verarbeitet haben. Wie rechtfertigen sie ihre Verstrickung in das Gewaltregime? Was und wie erzählen die Männer über ihren Dienst in der Deutschen Wehrmacht? Welches Geschichtsbild geben sie an die nachfolgende Generation weiter? Im Ergebnis leistet „Österreichisches Gedächtnis“ eine systematische „Entschlüsselung“ jener Geschichten, die exemplarisch für den rechtfertigenden und verharmlosenden Diskurs zum Nationalsozialismus gelten können. Auf der Ebene der Kultur ging es um eine Entzauberung des Mythos von Österreich als erstem Opfer der nationalsozialistischen Aggression. Auf der Ebene der Lebensgeschichten ging es darum, die konkreten Prozesse des Erinnerns und Vergessens im Kontext der jeweiligen persönlichen Biografie nachvollziehbar zu machen. Letztlich haben wir es auf die Formel gebracht: Das Wissen über die Verstrickungen wurde erfolgreich vom Denken abgesperrt. Erinnerung kann es dann nur in verzerrter Form geben, teilweise bizarr verzerrt.

Für uns als Nachkriegsgeneration stand die Gegenwärtigkeit des Nationalsozialismus nicht in Frage. Dafür sorgte das persönliche Naheverhältnis, in dem die Akteure und Akteurinnen dieser Geschichte uns als Väter und Mütter, als Lehrer und Lehrerinnen und nicht zuletzt auch als Personen des öffentlichen Lebens entgegen traten. Bei vielen Eltern und Großeltern lebte der Nationalsozialismus in Form von Haltungen, Denkweisen und Handlungen unmittelbar fort. Und ebenso bestimmten diese Haltungen die Normen und die Praktiken im Umgang mit Kindern und Jugendlichen in den Schulen, ebenso in den Wohnzimmern. Ganz zwanglos floss also der alte Geist in die Erziehung ein; entweder in Form von expliziten, meist „gut“ gemeinten Ratschläge oder in Form von spontanen diskursiven wie körperlichen Praktiken zur Regulierung des alltäglichen Lebens, die gar nicht erzieherisch gemeint waren, aber vielfach umso intensiver erlebt wurden und prägten.

Heute, nach mehr als 70 Jahren, geht diese unmittelbare Gegenwärtigkeit des Nationalsozialismus verloren. Das stellt neue Anforderungen an die Aufgabe einer kritischen und differenzierten Vermittlung von Geschichte. Junge Generationen sind bei diesem Gegenstand nicht einfach „belernbar“. Sie müssen sich die mit einem historischen Erbe verbundenen Ideen, Grundsätze und Einsichten selbst aktiv aneignen. Und dabei stellen sich plötzlich Fragen nach dem „Warum?“, nach der „Relevanz für die Gegenwart“. Lässt sich das bislang selbstverständliche „Niemals wieder“ in eine Zukunft übersetzen, in der der Nationalsozialismus ein historisches Ereignis im Rahmen zahlreicher globaler Katastrophen der Vergangenheit erscheint?

Wie reagiert die junge Generation auf Vermittlungsarbeit in den Schulen?

Auf die Frage, was das „Niemals wieder“ für junge und künftige Generationen bedeutet und bedeuten wird, gibt es keine einfache Antwort. Es ist wichtig, sie überhaupt einmal ernsthaft als offene Fragen aufzuwerfen und nicht sofort eine Antwort anzufügen, wie wir es gerne hätten. Als Soziologen bemühen wir uns, mehr empirisch als normativ zu denken. Deshalb haben wir im Zusammenhang mit der Neuausgabe des Buches zu dieser Frage Erfahrungen im Rahmen von universitären Lehrveranstaltungen gesammelt. Eine der Aufgaben der Studierenden war es, einen formlosen Text darüber zu schreiben, wie sie in ihrer Biografie gelernt haben, sich in der NS-Vergangenheit zu orientieren. Woher kommt das Wissen, woher kommen die Maßstäbe, das Wissen zu bewerten? Auf diese Texte der Studierenden beziehe ich mich im Folgenden. Es handelt sich dabei um punktuelle Daten aus den sozialen Milieus von jungen Erwachsenen mit höherer Bildung.

Der deutlichste Befund war ein hoher Grad an Abwehr gegenüber einem moralisch aufgeladenen, appellativen Unterricht an den Schulen. *Einerseits* – so der Tenor in vielen Texten der Studierenden – werde damit der Eindruck des Schuldig-geworden-Seins vermittelt. In der Konsequenz entwickelt sich daraus eine Distanz zum historischen Geschehen und damit das Gegenteil von dem, was erreicht werden soll, nämlich Reflexivität, Interesse, politische Bewusstheit. *Andererseits* zeigt sich, dass ein

solcher Unterricht einschüchternd wirkt. Er lässt ein Klima entstehen, in dem aus Angst davor, die falschen Fragen zu stellen, sich ein allgemeines Sprechverbot ausbreitet.

Abwehr geht durchaus mit Ambivalenz einher. In einem Essay eines Studenten heißt es:

Der Nationalsozialismus als historisches Thema ist im Grunde unproblematisch. Es ist das Hineinreichen in die Gegenwart, das das Thema schwierig macht; schwierig deshalb, weil damit ein moralisch vordefinierter Raum betreten wird. Diese Erfahrung führt dazu, dass man sich mit dem Thema nur widerwillig beschäftigt. Wichtig wäre eine Auseinandersetzung, die fordernd ist, bei der jedoch das Ergebnis nicht moralisch vordefiniert wird.

Und dann folgt eine interessante Überlegung zur Formel „Wehret den Anfängen“: Woher, so der Student, kann ich wissen, was der Anfang wovon ist? Wir sehen die Konsequenzen von historischen Handlungen ja immer erst im Nachhinein.

Daraus ergibt sich für den Studenten eine tiefe Verunsicherung und zugleich ein Anstoß, sich mit einem spezifischen historischen Interesse der NS-Zeit zu nähern: wie haben sich die Prozesse dargestellt, die den schrecklichen Ergebnissen der Geschichte vorausgegangen sind?

Mit dieser Fragestellung „Woher weiß man, wie es um die Anfänge von historischen Katastrophen bestellt ist?“ ist ein zentraler Punkt von kritischer und gegenwartsbezogener Erinnerungsarbeit getroffen. Vielfach werden historische Abläufe immer nur aus der Perspektive der bekannten Ergebnisse betrachtet. Wir sehen sie als lineare Abfolge von vorausgehenden Ereignissen und Handlungsabläufen, die sich Schritt für Schritt vollziehen und sich so auf die Gegenwart zubewegen. Dieses Denken ist eine grobe Vereinfachung und keine Erinnerungsarbeit. Sie lässt wenig Differenzierung zu, es scheint sofort klar zu sein, wer zu den Tätern, wer zu den Opfern gehört. Sie reduziert den historischen Prozess, weil sie die zahlreichen offenen Entscheidungsmomente ignoriert, die sich bei jedem Abschnitt der Geschichte eröffnet haben. Die Akteure der Geschichte kennen aber das Ende des Prozesses nicht, ein Ende, das ja nicht von Beginn an feststeht, sondern sich in vielen einzelnen Handlungen – und Unterlassungen – und Entscheidungen – und Nicht-Entscheidungen – erst herausbilden wird.

Was hat uns bewogen, „Österreichisches Gedächtnis“ neu herauszugeben?

Der wachsende zeitliche Abstand zum historischen Phänomen des Nationalsozialismus macht es aus unserer Sicht immer dringender, neben der Perspektive der Opfer und der Täter, auch einen dritten Zugang zu betonen. In dieser Perspektive wäre zu thematisieren, dass Geschichte sich nicht nur als eine Tat von einigen wenigen Herrschern, Despoten und Heldinnen darstellt, sondern als ein Prozess, an dem Bevölkerungen beteiligt sind. Bevölkerungen, namentlich unter demokratischen Verhältnissen, legitimieren das Tun der großen Akteure, sind also die Bedingung der Möglichkeit von politischen Entwicklungen und Neuordnungen. Es wäre ganz unpassend, neben den Tätern und den

Opfern von einer passiven, diffusen Mehrheit von Zuschauenden auszugehen. Wovon ich spreche, ist die Verantwortung der Schweigenden.

„Österreichisches Gedächtnis“ wurde in den 1990er Jahren nicht unter dem Gesichtspunkt der Vermittlung verfasst, aber es trägt viel zur hier skizzierten Perspektive bei und könnte deshalb gut für aktuelle Vermittlungsarbeit genutzt werden. Das Buch lässt am Nationalsozialismus beteiligte Österreicher und Österreicherinnen als Zeitzeugen zur Sprache kommen. Es handelt sich um Interviews, die vor dem Zeitpunkt gemacht wurden, ab dem eine normative Erinnerungskultur das Sprechen prägte. Uns war damals wichtig, den Erfahrungs- und Erinnerungsberichten von Frauen und Männern aus der Mitte der Gesellschaft Raum zu geben und an diesen Berichten kritisch den kulturell institutionalisierten Umgang mit Erinnerung in Österreich zu kommentieren. Da klingen auch die drängenden Fragen der unmittelbaren Nachkriegsgeneration durch, die wissen wollte, wie die Generation der Eltern es mit dem Nationalsozialismus und mit Hitler gehalten hat. Für die heute jungen Generationen sind diese Fragen vielleicht weniger aktuell. Aktuell sind die Fallgeschichten dagegen aus einer anderen Perspektive. Die im Buch entwickelten Verknüpfungen von Erzählung und kritischer Analyse des Erzählten verweisen exemplarisch auf Umstände und Verhältnisse, die Beteiligte dazu gebracht haben, aktiv mit dem NS-Regime zu kooperieren und Identifikationen mit angebotenen Berufsrollen herzustellen, Gefühle der Zugehörigkeit gegenüber der Idee der Volksgemeinschaft zu entwickeln und damit zugleich die Eskalation von Identifikation, Ausgrenzung, Deportation zu dulden, die letztlich in die Ermordungen in den Lagern gemündet ist. Vordergründig sind es die Gesprächspartnerinnen und –partner, die von ihren Erfahrungen erzählen. Diese Erzählungen geben jedoch zugleich Auskunft über jene Mechanismen, mit denen es den nationalsozialistischen Herrschaftsträgern gelingen konnte, Frauen und Männer für ihre Projekte in Bewegung zu bringen. Die Gespräche mit den Zeitzeugen und Zeitzeuginnen machen deutlich, dass das „in Bewegung bringen“ nicht als Automatismus gedacht werden darf, sondern stets an subjektive Hoffnungen, Intentionen und tiefsitzende Mentalitäten anknüpft. Die NS-Herrschaft realisiert sich durch persönliche Handlungsmotive hindurch, die für sich genommen durchaus lauter sein können. Jede Herrschaftsinstanz ist von der Beteiligung derjenigen abhängig, die ihr unterworfen sind. Deshalb gebärdet sich nicht nur zwingend, drohend, sondern auch verführerisch und gewinnend.

Das Buch „Österreichisches Gedächtnis“ beschreibt den Nationalsozialismus nicht als die Welt des Bösen und der Vernichtung. Die Fallanalysen zeigen viel mehr, wie der Nationalsozialismus in der Mitte der Gesellschaft funktioniert hat. Sie bringen die innere Funktionsweise der Verhältnisse zum Sprechen und werfen differenzierte Perspektiven auf gelebte Normalität, die mit dem Schrecken des Regimes untrennbar verbunden war.